

Der Weg zu Irmela Hijija-Kirschneit führt an die Freie Universität Berlin, in eine Backsteinvilla im grünen Bezirk Dahlem. Es ist frühmorgens und noch ruhig im Institut. Die erste Lehrveranstaltung beginnt um 10 Uhr. Das Arbeitszimmer der Professorin für Japanologie liegt am Ende eines kleinen Gangs, es ist groß, hell und wohnlich, mit vielen Regalen voller Bücher. In der Mitte des Raums steht ein Tisch, darauf zwei Keramikbecher mit dampfendem grünem Tee und eine Menge japanischer Zeitungen und Zeitschriften.

Was schreiben die japanischen Zeitungen in diesen Tagen zu der Katastrophe vom 11. März 2011 und ihren Folgen?

Manche Kommentare sind erstaunlich kritisch. Da wird zum Beispiel das unverantwortliche Verhalten der Betreiberfirma Tepco angeprangert oder die schleppende Informationspolitik der Regierung. Von der Tageszeitung Akahata, das ist die kommunistische Rote Fahne, erwartet man aufmunternde Beiträge. Aber auch in der eher konservativen Yomiuri Shimbun, ein Blatt mit einer täglichen Auflage von mehr als zehn Millionen, sind die Bürger, die Tepco verklagen, immer wieder ein Thema. Dennoch: Über die großen japanischen Anti-Atomkraft-Demonstrationen wurde in den Massenmedien wenig berichtet.

Von den Protesten hat man auch in Deutschland wenig mitbekommen. Aus der Ferne betrachtet, wirken die Japaner immer verblüffend still.

Der Eindruck täuscht. Es rumort in Japan. Eine Demonstration, sie fand im vergangenen September in Tokio statt, hatte rund sechzigtausend Teilnehmer. Aber auch in anderen Landesteilen gab es eine Protestwelle. Seit den Sechzigerjahren, als auch in Japan die Studenten aufbegehren, sind nicht mehr so viele Menschen auf die Straße gegangen.

Wer sind diese Menschen?

Es sind alle Generationen und alle Berufsgruppen vertreten, man sieht auch Kinder unter den Demonstranten. Die tragende Gruppe aber ist die Generation der 30- bis 40-Jährigen, die in der japanischen Wirtschaftskrise der Neunzigerjahre keinen festen Job mehr bekommen hat. Die meisten von ihnen haben eine hervorragende akademische Ausbildung, und doch müssen sie sich von Zeilvertrag zu Zeilvertrag hangeln. Zusammen bilden sie eine Schicht, die es im modernen Japan nie gab, die Schicht der neuen Armen, deren Traum von einem Mittelklasse-Dasein ausgeträumt ist.

Gegen was richtet sich ihr Protest genau?

Gegen Tepco, gegen die Regierung und den Bürokratismus, aber auch gegen die Nutzung der Kernenergie zur Stromversorgung. Anlass war die Ankündigung, dass die ersten vorübergehend stillgelegten Kernkraftwerke wieder hochgefahren werden sollen. Bei den Demonstrationen waren etliche Atomkraft-nein-danke-Schilder auf Deutsch und Japanisch zu sehen. Der allgemeine Unmut macht sich aber nicht nur auf der Straße Luft, er durchdringt den Alltag.

Wie zum Beispiel?

Im Supermarkt werden Lebensmittel aus möglicherweise strahlenbelasteten Anbaubetrieben links liegen gelassen, auch wenn sie als unbedenklich gekennzeichnet sind. Ich konnte das bei meinen Besuchen in Japan immer wieder beobachten. Viele Kunden haben sich Geigerzähler angeschafft und messen selbst, ob ihre Nahrungsmittel radioaktiv sind oder nicht. Die Menschen sind wacher geworden. Sie trauen den Behörden nicht mehr so wie früher.

Und doch hat bisher nicht Japan, sondern Deutschland die schärfsten Konsequenzen aus Fukushima gezogen. Wie bewerten die Japaner den deutschen Atomausstieg?

Die meisten Japaner sind erstaunt über diese Entscheidung. Derart konsequent ist kein anderes Land vorgegangen. Deutschland wird als große Ausnahme gesehen. Für das rohstoffarme Japan jedoch, davon ist die Mehrheit der Bevölkerung überzeugt, ist das kein Vorbild. Man hält die vergleichsweise günstige Atomkraft für unverzichtbar und hat Angst, sich durch eine Energiegewende finanziell zu übernehmen und in eine neue Rezession zu schlittern.

Sind die Japaner neugierig auf den deutschen Weg? Fragt man Sie danach, wenn Sie in Japan sind?

Ja. Die Zukunft der Energie ist ein wichtiges Gesprächsthema, im beruflichen wie im privaten Kreis. Vielleicht äußere ich mich demnächst auch einmal öffentlich dazu, in einer Kommentarsendung im japanischen Fernsehen, in der ich öfter Gast bin.

Eine deutsche Literaturwissenschaftlerin kommentiert das Weltgeschehen in einem japanischen Programm? Das klingt ungewöhnlich.

Ich mache das seit Mitte der Neunzigerjahre, als ich einige Jahre in Tokio lebte. Es handelt sich um ein tägliches Format im öffentlich-rechtlichen Fernsehen, zu dem ich in unregelmäßigen Abständen beitrage. Wenn ich länger im Land bin, biete ich dem Sender ein neues Thema an, das dann eingebaut wird.

Wie kann man sich Ihren Auftritt vorstellen?

Ich rede zehn Minuten lang über ein Thema meiner Wahl. Es gibt keinen Interviewer und keine Filmchen am Rande. Manchmal bringe ich ergänzendes Bildmaterial mit. Wenn nicht, sieht der Zuschauer nur mich, wie ich an einem Tisch sitze und auf Japanisch einen selbst verfassten Text vortrage.

## Japaner lassen sich nicht mehr alles gefallen

Erdbeben, Tsunami, Atomkatastrophe – vor einem Jahr fühlte die Welt mit Japan.

Was ist seitdem passiert?

Und warum sind seine Bewohner den Deutschen oft ein wenig fremd?

Ein Gespräch mit der Japanologin Irmela Hijija-Kirschneit

INTERVIEW: LILO BERG

### Irmela Hijija-Kirschneit

... ist seit 1991 Professorin für Japanologie an der Freien Universität Berlin. Sie studierte in Hamburg, Bochum und Tokio. Ihre erste Professur trat sie 1985 in Tokio an, danach baute sie die Japanologie in Trier auf. Auch als Übersetzerin machte sich die heute 63-Jährige einen Namen. Weithin bekannt wurde etwa die „Japanische Bibliothek“ im Insel Verlag, die sie von 1990 bis 2000 mit insgesamt 34 Bänden herausgab.

... war von 1996 bis 2004 Direktorin des Deutschen Instituts für Japanstudien in Tokio. Seit 2010 leitet sie die Friedrich-Schlegel-Graduiertenschule an der Freien Universität, in der Doktoranden aus mehreren Ländern zu den Literaturen der Welt promovieren.

... erhielt 1992 als erste Frau in den Geistes- und Sozialwissenschaften den renommierten Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Im vergangenen Jahr zeichnete die japanische Regierung sie mit dem „Orden der Aufgehenden Sonne am Halsband, goldene Strahlen“ aus – für ihre Verdienste um die Verständigung zwischen Japan und Deutschland.

Im deutschen Fernsehen wäre das schwer vorstellbar.

In Japan findet sich durchaus ein Publikum für so eine Sendung. Sie wird nachts im dritten Programm ausgestrahlt und am nächsten Mittag im ersten Programm wiederholt. Es treten Politiker, Wirtschaftsexperten, Wissenschaftler und Fachleute für alle möglichen Fragen auf. Jeder kann sagen, was er will, es gibt keine Zensur.

Über welche Themen sprechen Sie?

Einmal habe ich zum Beispiel die Hundehaltung in den Großstädten zum Thema gemacht. Die Tiere werden angeschafft, weil ihre Besitzer sich einsam fühlen. Aber dann kümmern sie sich nicht richtig um ihre Hunde, geben ihnen keinen Auslauf, und im heißen japanischen Sommer müssen die armen Kreaturen in T-Shirts mit lustigen Emblemen schwitzen. Sobald sie Herrchen oder Frauchen jedoch zur Last fallen, werden sie ausgesetzt. Auf diese Kommentarsendung habe ich viele zustimmende Reaktionen erhalten. Auch meine Kritik an der überall zu beobachtenden Zübeltonierung der schönen Landschaften Japans wurde sehr positiv aufgenommen.

Verfolgen Sie mit der Sendung ein Ziel? Wollen Sie Japan verändern?

Ich kommentiere nicht mit erhobenem Zeigefinger. Ich sage nicht: Seht her, wir machen das besser und ihr könntet euch langsam auch mal umstellen. Dafür empfinde ich viel zu viel Sympathie für das Land. Aber zum Nachdenken anregen will ich schon. Und ich freue mich darüber, dass die Japaner ihre Obrigkeitshörigkeit allmählich verlieren und sich nicht mehr alles gefallen lassen.

Die meisten Deutschen haben dieses Bild noch im Kopf: Japaner sind hochgradig diszipliniert, sie lassen sich gleichschalten und treten vorzugsweise im Kollektiv auf, sind maskenhaft höflich und arbeiten, bis sie umfallen.

In dieser Verallgemeinerung ist das natürlich Humbug. Die Japaner sind genauso individuell wie wir. Aber das Land ist für Deutsche immer noch fremdartig, und da ist die Versuchung groß, sich in Klischees zu flüchten. Die verstehen leider den Blick auf das Neue.

Worin besteht denn das Neue?

Zu besichtigen war es zum Beispiel bei der Weltmeisterschaft im Frauenfußball im vergangenen Jahr. Die Japanerinnen waren so erfolgreich, weil der Trainer seine Spielerinnen eben nicht extrem gedrillt hat, wie es lange japanischer Tradition entsprach. Stattdessen wurden die Spielerinnen individuell gefördert, und auf dem Spielfeld waren sie als Individuen sichtbar. Es gibt auch einen Trend zu alternativen Lebensformen in Japan, was hierzulande kaum bekannt ist.

Wie sieht dieser Trend aus?

Junge Leute entscheiden sich dafür, aufs Land zu ziehen, um dort etwas Eigenes aufzubauen. Sie schwimmen gegen den Strom und verzichten bewusst auf die Annehmlichkeiten des Stadtlebens – als Trend kennen wir das ja auch aus anderen fortschrittlichen Industrieregionen. In Japan arbeiten manche als Landärzte, einige betreiben Ökolandbau oder widmen sich alten, vom Aussterben bedrohten Handwerkskünsten: Sie schöpfen Papier oder schnitzen Puppen.

Aber ein wahrer Kern steckt doch in den Stereotypen über Japan und die Japaner?

Es gibt Unterschiede, das stimmt. Der Druck, sich konform zu verhalten, ist tatsächlich sehr groß. Niemand, die hervorstehen, müssen eingeklopft werden – diesen alten Satz hört man auch heute noch oft. Höfliches Verhalten wird in Japan von früh auf trainiert, erst im Elternhaus, später in der Schule. Zwar sind die Sitten auch in Japan inzwischen lockerer geworden. Trotzdem leben bewährte Verhaltensformen fort, vor allem Höflichkeit, Rücksichtnahme und das Bestreben, andere nicht mit eigenen Problemen zu belästigen.

Die Rückkehr nach Berlin muss jedes Mal ein kleiner Kulturschock für Sie sein.

Stimmt. Hier herrscht ein viel rauere Umgebungston.

Das höfliche Miteinander, der soziale Druck: Was hat die Mentalität der Japaner geprägt?

Das dichte Zusammenleben auf engem Raum und die Insellage. Japan ist bergig, die vielen Menschen drängen sich seit jeher in den Tälern und an der Küste. Der Großraum Tokio hat 36 Millionen Einwohner, das ist mit Abstand die größte Metropole der Welt. Und dann die Sonderlage am Rande des asiatischen Kontinents. Mit Ausnahme des Zweiten Weltkriegs wurde Japan niemals von Fremden erobert, die Bevölkerung ist seit Jahrhunderten unter sich geblieben. Es gab wenig Migration, und bis heute werden Menschen aus den Nachbarstaaten China und Korea als fremd empfunden. Japaner halten Distanz zu der Welt da draußen, aber sie sind auch neugierig auf sie. In Krisenzeiten, so wie jetzt, kommt schnell der Ruf nach mehr Autarkie. Das erinnert stark an eine längst vergangene Zeit, an die sogenannte Landesabschließung.

Was war das?

Die Landesabschließung ist die spannende Geschichte von der Schließung und erneuten Öffnung Japans. Sie beginnt 1639 mit einem Dekret des Shogun. Von diesem Zeitpunkt an durfte niemand ins Land hinein und niemand hinaus. Der Befehl galt im Prinzip mehr als zwei Jahrhunderte lang.



BERLINER ZEITUNG/FILIPPO CASTAGNOLA

Was hatte zu dem Befehl geführt?

Im 16. Jahrhundert waren Kaufleute und Missionare nach Japan gekommen, aus Portugal, Spanien und den Niederlanden. Die einen wollten Handelsbeziehungen aufnehmen, die anderen die Japaner bekehren, oder beides. Zunächst gab es eine Christianisierungswelle, verbunden mit einer großen Begeisterung für das Fremde. Die Japaner waren unglaublich geschickt im Aufnehmen von Wissen aus dem Westen. Man lernte in kürzester Zeit, Musketen herzustellen, und der erste große Krieg mit Feuerwaffen wurde 1575 auf japanischem Boden ausgetragen. Europäische Weltkarten fanden Verbreitung, und die Wissenschaft und Medizin Europas wurden fleißig studiert. Aber dann begannen die Intrigen der Europäer untereinander, und die Japaner befürchteten, die Kontrolle im eigenen Land zu verlieren. Die Missionare wurden vertrieben, es gab Christenverfolgungen und zahlreiche Märtyrer. Viele Christen gingen in den Untergrund. Die Kaufleute wurden des Landes verwiesen. Nur die Handelsmission der Niederländer war weiterhin zugelassen. Die dort ansässigen Ausländer waren lange Zeit der einzige Kontakt der Japaner zur westlichen Welt.

Wann hat sich das Land wieder geöffnet?

Schon Anfang des 19. Jahrhunderts liefen russische, britische und amerikanische Schiffe die Häfen an und forderten von Ja-

pan, sich für den Handel zu öffnen. Der Druck von außen wurde immer größer.

Aber auch im Lande selbst mehrten sich die Stimmen, die eine Öffnung forderten, zumal man mitbekam, was im übrigen Asien vor sich ging. Indien und Südostasien waren kolonisiert, das chinesische Kaiserreich von den Machtinteressen der Europäer bedroht. 1859 wurden dann die ersten beiden Häfen geöffnet. Das japanische Krisenbewusstsein war auch den Spezialwortschatzen Mächten nur mithalten, wenn wir uns das Wissen der Welt aneignen, sagte man sich im Land, und so wurden bald die besten Leute, zum meist hoch gebildete junge Samurai, ins Ausland geschickt. „Einholen und Überholen“ lautete später die Parole.

Wohin reisten die Samurai?

Die erste offizielle Gesandtschaft – sie bestand aus drei hochrangigen Samurai und ihrem Gefolge – reiste 1861 zunächst über den Pazifik in den Westen der USA, fuhr dann quer über den nordamerikanischen Kontinent an die Ostküste und weiter nach Europa. Das erste Interesse galt den Niederlanden, deren Sprache und Kultur man sich durch die Handelsmission besonders verbunden fühlte. Deutschland war die nächste Station, zuerst Köln, dann Berlin. Die Samurai besuchten die Kruppische Waffenschmiede, die Charité und zahlreiche Behörden.

Es ging also vor allem um Technik, Medizin und Verwaltung?

Nein, und da kommen wir zu einer bemerkenswerten Episode: Zwischen den vielen Besuchen müssen sich drei Samurai aus der Delegation selbstständig gemacht und zum Haus von Jacob Grimm durchgefragt haben. Da standen sie nun in ihrer Tracht und mit Schwert am Gürtel und wurden hereingelassen. Doch wie sich verdingen? Offenbar ging der polyglotte Jacob erst einmal eine Reihe von Sprachen durch, bis er feststellte, dass die Verständigung über das Holländische funktionierte. Vermutlich war einer der jungen Japaner Fukuzawa Yukiichi, der spätere Gründer der berühmten Privatuniversität Keio. Wir wissen von diesem Besuch nicht nur durch Grimms eigene Notizen, sondern auch durch die seiner Schwägerin Henrietta Dorothea Grimm. Das muss man sich einmal vorstellen: Die drei Samurai kamen aus einem verschlossenen Land, aber sie wussten, dass die Grimms Volksmärchen aufgeschrieben hatten, dass sie die deutsche Sprache erforschten. Was mir daran so bemerkenswert erscheint, ist die brennende Neugier, die sich nicht auf pragmatisch anwendbares Wissen beschränkt. Man hat sich alles angeschaut, das Militärwesen, das Rechtssystem, das Gesundheitswesen, das geistige Leben. Und dann überlegt: Was können wir von welchem Land lernen?

Was war in Deutschland besonders interessant?

Vor allem die Naturwissenschaften, da war Deutschland ja damals führend in der Welt. Die Japaner haben seit Beginn der Modernisierung sehr viel deutsches Wissen aufgenommen. Die jungen Leute kamen in Scharen zum Studium nach Deutschland. Einer um von berühmten Medizinern wie dem Bakteriologen Robert Koch in Berlin oder dem Hygieniker Max von Pettenkofer in München zu lernen. Man hat Deutsche als Berater nach Japan geholt: Juristen, Ärzte, Geologen, Architekten, Städteplaner, Militärexperten.

Von den Sechzigerjahren an haben die Japaner sich erneut westliches Wissen zunutze gemacht. Aber diesmal stießen sie auf Widerstand. Man warf ihnen Ideenklau und billiges Kopieren vor.

Das war nicht gerechtfertigt. Denn die Japaner haben früh eigene Kameras gebaut, und direkt nach dem Zweiten Weltkrieg brachten Firmen wie Canon und Nikon hochwertige Geräte auf den Markt. In den 1960er-Jahren benutzten die

meisten professionellen Fotografen schon japanische Kameras, und heute sind sie in der ganzen Welt verbreitet. Es gibt aber noch viele andere Produkte, die mit viel Fleiß und Fingigkeit in Japan entwickelt wurden: das Kofferradio etwa, der Walkman oder der Hybridantrieb von Toyota.

Welche Rolle spielt Deutschland heute für die Japaner?

Europa hat für die Japaner insgesamt an Bedeutung verloren, aber auch innerhalb Europas sind andere Länder inzwischen für sie interessanter. Frankreich als das Land des Savoir vivre hat ein ganz starkes Profil in Japan. Italien ist für seine Mode und sein Design berühmt, und an Großbritannien schätzt man das Aristokratische. Cool Britannia ist das Stichwort. Deutschland ist das Land der Technologie, der Automobilindustrie, ein sehr erfolgreiches Land. Aber es zieht nicht mehr so viel Bewunderung und Sympathien auf sich wie in der Vergangenheit.

Mit Ihrer Arbeit an einem Japanisch-Deutschen Wörterbuch schwimmen Sie also geistesmäßig gegen den Strom. Wie weit ist das Projekt?

Der erste Band von A bis I ist vor zwei Jahren erschienen, wir sitzen am zweiten, geplant sind insgesamt drei Bände. Die Finanzierung ist noch nicht ganz gesichert, aber wenn alles gut geht, erscheint der letzte Band 2017.

Warum machen Sie sich die Mühe?

Weil der Bedarf da ist. Trotz allem gibt es ja nach wie vor vielfältige Beziehungen zwischen Japan und Deutschland. Und weil das größte und immer noch beste japanisch-deutsche Wörterbuch – es wurde von einem Japaner verfasst – von 1937 stammt und seither kaum aktualisiert wurde. Wir haben nun den Ehrgeiz, sowohl den Allgemein- wie auch den Spezialwortschatz vom späten 19. Jahrhundert bis zum

frühen 21. Jahrhundert mit Beispielsätzen aus Tageszeitungen, aus der Literatur oder aus wissenschaftlichen Texten zu dokumentieren. Es wird das größte zweisprachige Wörterbuch für Japanisch sein, das es je gegeben hat. Insgesamt werden wir wohl auf 135 000 Wörter kommen.

Wie lange haben Sie gebraucht, um Japanisch zu lernen?

Ich lerne immer noch. Beim Japanischen liegen die Schwierigkeiten nicht so sehr in der gesprochenen Sprache, sondern im Lesen und Schreiben. Die Schrift ist eine komplexe Mischung aus chinesischen Zeichen, den Kanji, und japanischer Silbenschrift – die Lesung des Kanji variiert jedoch von Fall zu Fall. Selbst Muttersprachler haben damit ihre Probleme. Es heißt, das Japanische sei das komplexeste Schriftsystem der Welt. Und für das ausgeklügelte System der Höflichkeitssprache, wann ich wem gegenüber welche Redeformen einsetzen soll oder darf, bekommt man erst im Laufe der Zeit ein Gefühl.

Sie wann interessieren Sie sich eigentlich für Japan?

So lange ich mich erinnern kann. Meine Familie verbindet mich mit Japan, niemand hat dort je gearbeitet oder sonst irgendeiner Verbindungen gehabt. Und doch, so haben es mir meine Eltern erzählt, habe ich schon als kleines Mädchen gesagt: Wenn ich groß bin, gehe ich nach Japan.

Irgendetwas muss Sie als Kind tief beeindruckt haben.

Wenn ich in meinem Gedächtnis stöbere, steigen tatsächlich ein paar Erinnerungen auf. Etwa Tucholskys Satz „In Japan ist alles so klein, so klein“ oder Bilder vom Berg Fuji, von Geishas. Das hat mir alles sehr gefallen.

So gut, dass nichts dagegen ankam?

Nein, so merkwürdig es klingt, es gab kaum andere Ambitionen, mein Kompass war sehr früh nach Fernost ausgerichtet. In der Schulzeit hatte ich dann Brieffreundschaften mit Japan, und nach dem Abitur fing ich an, Japanologie zu studieren.

Ihr Name ist zur Hälfte japanisch.

Ich habe einen Japaner geheiratet, gleich zu Beginn meines Studienaufenthaltes in Japan. Damals kamen die Doppelnamen gerade auf, ich wollte unbedingt einen haben – heute finde ich ihn eher unbedeutend und definitiv zu lang.

Wie haben Sie Ihren Mann kennengelernt?

Er kam gegen Ende meiner Schulzeit nach Norddeutschland, zu uns nach Hause. Eine japanische Brieffreundin hatte den Besuch angekündigt. Damals konnte ich noch nicht am Vorname erkennen, dass es sich um einen Mann handelte. Er war auf Europareise und nahm von Wien aus erstmals Kontakt mit mir auf. Als ihm das Missverständnis bewusst wurde, fragte er, ob ich statt einer Miss auch einen Mister empfangen würde. Ich fand die Frage witzig, willigte ein, und das Schicksal nahm seinen Lauf.

Welche Sprache sprechen Sie zu Hause?

Halb japanisch, halb deutsch. Das fliegt so hin und her.